

## Organisierte Volkskultur als Objekt volkskundlicher Forschung<sup>1)</sup>

von *Hermann Bausinger*

Südtirol gilt bis heute als eines der eindrucksvollsten Rückzugsgebiete unserer Volkskultur: zu den natürlichen Formen und der kulturellen Prägung der äußeren Landschaft gesellt sich die malerische Erscheinung der Tiroler in ihren bunten Trachten. Besonders bekannt ist die Tracht des hinteren Sarntales; die Männer tragen dort dunkle Lodenhosen, über dem weißen Hemd eine Lederweste und auf dem Kopf einen spitzen Hut. Besonders auffallend sind die ledernen Hosenträger dieser Tracht, die in Darstellungen zur Volkskunst gelegentlich erwähnt werden, weil sie mit einer besonderen Technik, der Federkielstickerei, ausgeschmückt sind. Man findet auf diesen Hosenträgern ornamentale und gegenständliche Formen, die Initialen des Trägers und manchmal auch irgendeinen Spruch. Martin Scharfe berichtet nun<sup>2)</sup>, daß er auf einem dieser Hosenträger die Devise las: *Hoch lebe die Bauerntracht!* An diesem Hosenträger möchte ich mich für einige Augenblicke festhalten, wobei ich mich übrigens in guter schwäbischer Gesellschaft befinde, denn vor ungefähr 200 Jahren trug sich der bekannte Marchtaler Prämonstratenser und Dialektdichter Sebastian Sailer mit dem Gedanken, ein Buch herauszugeben unter dem Titel: *Geistlicher Hosenträger, das ist: Vereinigung des unteren mit dem oberen Menschen*<sup>3)</sup>.

Um einen Bezug zwischen unten und oben geht es auch bei dem Sarntaler Beispiel, freilich nicht im geistlichen Sinne, aber doch im Sinne eines ideologischen Überbaus. Man ist zunächst versucht, das Beispiel allein im Licht der spezifischen Situation Südtirols zu sehen. Die Tracht hat dort besonderen Symbolwert; sie dient nicht selten der demonstrativen, ja manchmal aggressiven Abwehr des Fremden und der Fremden. Als vor einigen Monaten - im Zusammenhang mit dem sehr hand-

festen Problem der Verteilung finanzieller Zuschüsse - in offiziellen Reden zwischen existenznotwendiger *Kultur* und *Luxuskultur* unterschieden wurde, da sprachen die Südtiroler Hochschüler in ihrer Zeitschrift ironisch vom Gegensatz zwischen *Lederhosenkultur* und *Luxuskultur*<sup>4)</sup>. Sie wiesen mit Recht darauf hin, daß man kulturelle Anstrengungen nicht ungestraft allein auf Relikte konzentrieren dürfte; und schon an diesem Punkt zeigt es sich, daß es sich keineswegs nur um eine Südtiroler Problematik handelt, sondern daß wir es mit einem allgemeineren Problem zu tun haben. Tatsächlich signalisiert der Hosenträger, von dem gleich wieder die Rede sein soll, nicht so sehr die spezielle italienische Minderheitenproblematik, als vielmehr eine Reihe allgemeiner Fragen unserer Volkskultur.

Solange Tracht als - alltägliche oder festliche - Kleidung schlechthin üblich war, hatte sie eine Reihe wichtiger Ausdrucksfunktionen; Konrad Weiß bezeichnete die Trachten geradezu *als heraldische Formen des Volksdaseins*<sup>5)</sup>. Es handelte sich aber um weitgehend undiskutierte, ja unbewußte Funktionen, und zwar vor allem um ein ganzes Bündel von Funktionen, das im Binnenraum des Dorfes seinen Sinn hatte: Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen, Andeutung des Besitzstandes, Hinweis auf den Personenstand. Diese Ausdrucksfunktionen sind großenteils verlorengegangen. Jetzt richtet sich die Tracht gewissermaßen von vornherein nach außen; sie verkündet stolz, woher ihr Träger stammt, und soweit darüber hinaus ein Bezug auf einen bestimmten Berufszweig gegeben ist, wird dieser selbstbewußt herausgehoben: *Hoch lebe die Bauerntracht!* Aus allen Beschreibungen alter Trachten-

1) Veränderte und erweiterte Fassung eines Vortrages, der am 30. März 1967 im Rahmen einer Tagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde in Bonn gehalten wurde.

2) *Antimode als Mode*. In: *Die Schulwarte*, 19. Jg. 1966, S. 46 - 56; hier S. 46.

3) Vgl. die Vorrede von Sixtus Bachmann zu seiner Satlerausgabe von 1819; jetzt abgedruckt in: Sebastian Sailer. Jubiläumsausgabe zum 250. Geburtstag des Dichters, hg. von Lorenz Locher. Munderkingen 1965, S. 291 - 296; hier S. 295.

4) Vgl. Claus Gatterer: *Lederhosen- und Luxuskultur*. In: *der fahrende skolast*, 12. Jg. 1967, Nr. 2, S. 26 f.

5) Das Zitat findet sich in einem kurzen Aufsatz von Konrad Weiß über Bauerntrachten, der 1936 in den *Münchner Neuesten Nachrichten* abgedruckt war. Ich verdanke Professor Josef Dünninger eine Kopie.

dörfer geht die Selbstverständlichkeit und Würde hervor, mit der dort Tracht getragen wurde. Wer solche Trachtendörfer alten Stils nie erlebt hat und wer doch versuchen möchte, ihrem Wesen näherzukommen, der wird sich vielleicht am besten an Situationen orientieren, in denen auch heute noch selbstverständlich, würdig und undiskutiert Tracht getragen wird: ich denke etwa an die besondere Kleidung der Priester oder der Richter. Gewiß, es handelt sich dabei um Amtstrachten; und doch ist es, will man der Bedeutung jener Hosenträgerdevise näherkommen, wohl nicht ganz falsch, sich einmal zu vergegenwärtigen, daß eines Tages ein Richter auf seiner Robe die Inschrift trüge: Hoch *lebe die Amtstracht des Richters!* Man wird diesen Vergleich nicht strapazieren dürfen; aber soviel ist sicher, daß jener kurze Spruch einen drastischen Wandel bezeugt. Die Tracht, früher Bestandteil eines organischen Gefüges, ist zum Element einer Organisation geworden. Noch konkreter gesprochen: Die Dorftracht, mag sie auch in all ihren Farben, Formen und Requisiten geradezu ängstlich festgehalten werden, ist praktisch doch verschwunden; an ihre Stelle ist die Tracht getreten, die Uniformcharakter trägt, die Kleidung der Trachtenvereine, der Trachtenorganisationen.

Der Volkskunde stellt sich angesichts solcher Erscheinungen die Frage: Was tun? Eine Möglichkeit der Antwort scheint es zu sein, mit Karl Kraus zu sagen: *gar net ignorierni* - und es gibt sehr viele Volkskundler, die diese Auffassung vertreten. Sie wollen mit den Entartungsformen nichts zu tun haben - sie suchen nur die echte Volkskultur; sie wenden sich ab vom Fremdenverkehr mit seinem modischen Getue und seinem Souvenirkitsch -, sie wollen nur echte Bauernkunst; sie suchen nicht das Kunstgewerbe - sie wollen richtige Volkskunst. Als Proklamation klingen solche Abgrenzungen zunächst vielleicht einleuchtend. Konfrontiert man sie jedoch mit den Fakten, so erweisen sie sich als unreal und unmöglich, und man könnte hier ein ganzes Dutzend von Gegen Gründen gegen diese Auffassungen anführen. Ich will jedoch nur einige wenige hier herausheben:

Zunächst sollte festgehalten werden, daß der Hosenträger-Träger tatsächlich ein Bauer war und nicht etwa eine von einem

Impresario bezahlte Theatergestalt. Weiter: der Hosenträger war auch in diesem Fall selbst gestickt; ein wesentliches Merkmal aller *Volkskunst* war damit also eigentlich erfüllt. Und schließlich wäre es mindestens unzulänglich, wenn man die besondere Aktion dieses Mannes lediglich auf den Fremdenverkehr beziehen wollte. Der Ausspruch zeigt ja gerade, daß hier ein starkes ständisches Bewußtsein vorhanden ist, das zwar antikiert, aber nichtsdestoweniger wesentlich ist. Die Trennungslinie zwischen dem Alten, Organischen und dem Neuen, Organisierten gerät also gewaltig ins Wanken, sobald mit dieser Opposition tatsächliche Verhältnisse bezeichnet werden sollen. Zumindes liegt die Vermutung nahe, daß - wenn man vorläufig einmal mit dem Gegensatz operiert - auch alte Objekte einer echten *Volkskultur* in den Dienst organisierter Formen und Zusammenhänge gestellt werden können, daß also eine säuberliche Scheidung der Objekte unter diesem Gesichtspunkt gar nicht möglich ist.

Aber bleiben wir noch einen Moment bei unserem Sarntaler Trachtenträger. Gewiß hatte er seine Gründe für den Ausspruch auf seinem Hosenträger; anders gesagt: 'a Saser Ausspruch steht in bestimmten Funktionen. Dabei spreche ich absichtlich in der Mehrzahl, denn es handelt sich im allgemeinen und so auch hier um ein ganzes Funktionsspektrum. Es ist sehr wohl möglich, daß auch mit einem kommerziellen Zusammenhang zu rechnen ist, daß also die Tracht gewissermaßen als Lockmittel für die Fremden verwendet wird. Aber das ist sicherlich nur eine Funktion unter anderen. Daneben dürfte es sich um einen demonstrativen Rückgriff auf das Alte handeln, um eine Handlung, die sozialpsychologisch als Regression zu deuten ist - mit anderen Worten: um ein Atemholen in der wirbelnden Fahrt, in welche die moderne technische Welt auch die letzten Alpentäler in irgendeiner Weise hineingerissen hat. Es mag sich um ein Bekenntnis zum Alten handeln, das gerade angesichts des raschen Wandels sein Gewicht erhält, um eine notwendige Rückversicherung. In seinem Traktat *De rerum originatione radicali* von 1697 charakterisiert Gottfried Wilhelm Leibniz jegliche menschliche Entwicklung als Spirale, die in jeder Windung

wieder um ein geringes unter die eben erreichte Höhe zurücksinkt. In diesem Sinne könnte die Betonung des Traditionell-Bäuerlichen als notwendiges Gegenprinzip, ja als zwangsläufige Bedingung der Weiterentwicklung in der technischen Welt verstanden werden. Die Bedeutung des *Historischen* in der gegenwärtigen Volkskultur - mag dieses Historische auch noch so kraß ins Nur-Malerische entstellt werden - spricht für diese Erklärung.

Jedenfalls aber sind Umfang und Reichweite derartiger Phänomene so, daß sie unter allen Umständen die Beachtung der Wissenschaft fordern. Die gleichen Phänomene erscheinen dabei auf verschiedenen Ebenen und mit verschiedenem Intensitätsgrad. Die Tracht beispielsweise kann einzelne der alten Funktionen durchaus auch heute noch einschließen. Sie kann ein elementarer Teil der organisierten Volkskultur sein; so spielt sie in Vereinen aller Art eine besondere Rolle. Und sie kann schließlich ein nur noch modisches Gegenprinzip darstellen, wie etwa im Trachten/oofc, den heute Modeschöpfer und große Konfektionshäuser empfehlen - und sofort drängen sich andere Beispiele auf: so werden nach Pressemeldungen heute im Ostallgäu ungefähr 80 % aller Kuhglocken für die Fremden hergestellt, und nur noch 20 % für die Kühe . . .

Nicht nur die Quantität solcher Erscheinungen, sondern auch ein qualitatives Bedürfnis verlangt, daß sie in die Forschung einbezogen werden. Nur so ist nämlich überhaupt noch eine verlässliche Klassifizierung möglich. Man spricht heute verschiedentlich vom *zweiten Dasein* volkultureller Elemente - und man meint damit das erneuerte Volkslied, den gepflegten Volkstanz, die organisierte Volkstracht usw.<sup>6)</sup>. In diesem Begriff steckt zweifellos eine gewisse Distanzierung; wo aber auf die Auseinandersetzung mit diesem zweiten Dasein verzichtet wird, liegt die Gefahr nahe, daß dieses mit dem ersten Dasein verwechselt wird. Anders gesagt: daß dem Forscher der gleiche Irrtum passiert, dem die Touristen sehr häufig unterliegen - sie halten für uralte Bräuche, was kurz vorher für den Fremdenverkehr erfunden oder wenigstens erneuert wurde. Das erste und das zweite Dasein gehen ineinander über, hängen zusammen, sind voneinander

abhängig, und eine verlässliche Trennung ist nur möglich bei intensivster Beschäftigung mit dem gesamten Feld, das mit dem Hilfsbegriff Volkskultur bezeichnet wird.

All diese Überlegungen stehen in einem - wohl nicht einmal forcierten - Zusammenhang mit dem Tiroler Beispiel; und es wäre nicht allzu schwierig, auch die folgenden Erwägungen daran anzuschließen. Indessen soll der Anschein der Zufälligkeit vermieden, soll die Basis verbreitert werden; ich erwähne also zunächst noch ein zweites, freilich ebenso harmloses Beispiel. In einem schwäbischen Dorf sah ich in einem neu eingebauten Schaufenster eine erstaunliche Fülle und Vielfalt von Strohflechterarbeiten und Strohsteckarbeiten. Vor den Festen war die Auswahl besonders groß; vor Weihnachten konnte man Strohsterne, Krippenfiguren, ganze Strohkrippen und manches andere sehen, vor Ostern waren es Osterhasen, Hähne, Hühner, Störche aus Stroh. Ich vermutete zunächst, daß Zuwanderer aus den deutschen Sprachinseln Südosteuropas diese Stroharbeiten mitgebracht hätten; und diese Vermutung lag um so näher, als einige Jahre vorher eine Donauschwäbin in dieser Gegend eine große Ernteglocke aus Stroh für unser Institut angefertigt hatte. Die Besitzerin des Ladengeschäftes war jedoch eine Berlinerin. Sie sprach davon, daß sie wohl als erste den Strohstern erfunden habe, und zwar sei sie von einem *Volkskundler* dazu veranlaßt worden. Er habe - während des Dritten Reiches - den Wunsch ausgesprochen, daß an seinem *Lebensbaum* irgendetwas aus Stroh hänge, so, wie das in den nordischen Ländern üblich sei. Sie habe verschiedene Versuche gemacht, manches aus Stroh geformt, und plötzlich sei so ein Strohstern entstanden. Seither habe sie diese Arbeit fortgesetzt, habe auch neue Entwürfe gemacht, und der Konsumentenkreis sei langsam gewachsen.

Fragt man sich, warum er gewachsen ist, dann liegt (auch ohne entsprechende empirische Befragungen) die Antwort nahe: weil die Leute in diesen Stroharbeiten Volkskunst erster Hand vermuten, weil sie

6) Walter Wiora war es in erster Linie, der diesen Begriff in die Volkskunde, insbesondere in die Volksliedforschung, einführte. Vgl. zuletzt: Der Untergang des Volksliedes und sein zweites Dasein, in: Das Volkslied heute (= Musikalische Zeitfragen VII). Kassel 1959, S. 9 - 25.

glauben, hier etwas besonders Echtes vor sich zu haben. Tatsächlich handelt es sich aber auch hier um eine Art *zweites Dasein*, denn die neuen Arbeiten sind ja doch höchstens, und in diesem Fall auf papierenen Umwegen, durch ältere Werke der Volkskunst angeregt worden. Wir haben es also mit einem Phänomen des Rück(auf)s zu tun, mit einem Rückkoppelungseffekt. Was einmal irgendwo Bestandteil der Volkskunst war, wird zunächst von der Forschung aufgenommen, und es geht auf diesem Weg in die organisierte Volkskultur über. Man hat es also nicht mit einer kontinuierlich-tradierten Form, sondern mit einer Sekundärförmigkeit zu tun.

Die Angelegenheit wird aber noch komplizierter. Die Entwicklung bleibt hier nicht stehen; die Stroharbeiten bleiben nicht hinter die Schaufensterscheiben verbannt. Sie werden auch nicht nur gekauft, sondern werden - in diesem und in vielen anderen Fällen - nachgeahmt. In Schulen, Kindergärten, Kindergärtnerinnenseminaren, im Bastelunterricht, in Hobbyzentren - überall haben sich zumindest die einfacheren Formen solcher Bastelei verbreitet. Es ist auch fast nicht mehr möglich, von einer Mode zu sprechen. Der modische Höhepunkt ist längst vorbei; und es ließ sich an dieser Mode beobachten, was ein Merkmal wohl fast jeglicher Mode ist: sie verzehrt sich selbst, und sie wird nach kurzer Zeit selbstverständlich, so daß der Begriff des üblichen, des Gebräuchlichen, ja des Brauches näherliegt als derjenige der Mode. Auch hier also gehen das Organische und das Organisierte ineinander über; die kommerziell bestimmten Formen sind von den ganz und gar unkommerziellen (man denke an das Basteln und Werken in den Schulen und Kindergärten!) wenigstens äußerlich nicht zu trennen; und der organisierte Anstoß scheint spontane Schöpfungen nicht auszuschließen.

Dieser Fall modifiziert also nur das zuerst genannte Beispiel, er öffnet kaum eine

grundsätzlich neue Perspektive. Allerdings ist diesem zweiten Beispiel noch eine besondere Pointe hinzuzufügen. Ich hatte es an anderer Stelle<sup>7)</sup> und in etwas anderem Zusammenhang schon veröffentlicht. Diese Publikation brachte mir verschiedene Zuschriften ein. So schrieb mir Josef Lanz, der nicht nur selber aus einer ostdeutschen Landschaft stammt, sondern der vor allem in unermüdlichen Forschungsfahrten die Überlieferung dieser Landschaften aufzeichnete, daß dieses Beispiel Erinnerungen an seine *volkskundliche Jugendzeit* geweckt habe: „Da hatte ich doch auf einer Wolhynienfahrt bei dortigen Siedlern das Strohflechten und -weben gelernt, Taschen, Kästchen, Körbe, Schulranzen und auch Sterne, und alles gleich in meiner Dorfschule ausprobieren müssen. Bald war das ganze Dorf voll von dem Zeug. Die ukrainischen Nachbarkollegen machten es nach, und es entstand nach einiger Zeit eine ganze *Strohlandschaft* um Drohobycz herum. Als ich 20 Jahre später, im Krieg, wieder in die Gegend kam, die Deutschen waren schon alle fort, zeigten mir die Ukrainer stolz ihre *alte Volkskunst*. Nur der alte Lehrer Bilas stand daneben und meinte trocken *prastara folk-lipia* (vorzeitliches Volksgut). Diese Bedeutung hatte folklor im Slawischen. Das war aber erst die erste Generation. Auch meine Töchter liebten diese Arbeit, die ältere hatte später in Schweden das Julbockbinden gelernt, als *alte Volkskunst* in Stockholm. Als sie beide dann in Wien studierten und in Geldnot waren, boten sie einem Laden in der Kärntner Straße ihre Strohsterne und Julböcke zum Kauf an. Erst nahm man die Dinge nur in Kommission, dann lief man ihnen die Bude ein, und sie lieferten in Kollektionen zu Hunderten und verdienten schön dabei, alldieweil die Preise mit der Nachfrage stiegen. Angeboten wurden die Sachen von der Geschäftsinhaberin als *alte galizische Volkskunst*. Die wolhynischen Siedler aber hatten das Strohflechten im Ersten Weltkrieg aus dem westlichen Sibirien mitgebracht. Ob es dort *alte Volkskunst* war?“<sup>8)</sup>

Die Frage, die Josef Lanz an den Schluß seines launigen Berichtes stellt, ist sicherlich nicht rein rhetorisch gemeint. Sie läßt sich nicht ohne weiteres verneinen, aber sie läßt sich auch keinesfalls bejahen. So

7) Diesen Begriff verwendet verschiedentlich Hans M o s e r; vgl. seine Aufsätze: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zs. f. Volkskunde 58. Jg. 1962, S. 177 bis 209; Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde. In: Hess. Bl. f. Volkskunde 55. Jg. 1964, S. 9 - 57.

8) *Populus revisus*. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart (= Volksleben Bd. 14). Tübingen 1966, S. 61 - 75.

9) Brief vom 16. Januar 1967.

zeigt der Bericht die historische Dimension der zuvor in der Gegenwart geschilderten Erscheinung. Auch in der Vergangenheit scheint es mehr Übergänge als klare Grenzen auf diesem Gebiet gegeben zu haben. Die Zusammenhänge sind zwar zum Teil etwas übersichtlicher, und man wird annehmen dürfen, daß manche Traditionen tatsächlich über weite Strecken kontinuierlich weitergegeben wurden; bei anderen aber drängt sich schon in der Vergangenheit immer wieder der Einfluß von Institutionen dazwischen, der Austausch mit anderen Kulturlandschaften, Wanderungen über weite Gebiete hinweg, der Einfluß kurzfristiger Moden auch, aus denen nach einiger Zeit feste Bräuche und Sitten wurden. Und diese Beobachtung braucht nicht auf dünnes Stroh beschränkt zu werden; sie gilt von allen Gebieten des volkstümlichen Lebens - bis hin zur Heiligenverehrung. Gerade präzisere historische Kenntnis schließt das Verständnis für das Wesen und das Gewicht der Organisation - im weiteren Sinne - auf.

Praktisch bedeutet das, daß nicht nur Fingerspitzengefühl, sondern eine Vielzahl von Informationen dazu gehören, zwischen den einzelnen Überlieferungen zu differenzieren. Wo allzu schnell etikettiert wird, sagen die Etiketts im allgemeinen nicht mehr sehr viel; dies gilt etwa für das Schlagwort vom *Folklorismus*, hinter dem sich sehr Verschiedenartiges versteckt. Es gilt aber auch für den amerikanischen Versuch, solide Folklore von schwindelhaften Kulturgütern und Überlieferungen zu sondern. Man hat dort für diese gleichsam *entarteten* oder mißbrauchten Formen den Begriff *fakelore*<sup>10)</sup> vorgeschlagen, der eigentlich *Schwindelüberlieferung* bedeutet. Sicherlich ist der Versuch einer solchen Trennung legitim; aber gerade Amerika bietet Beispiele dafür, wie vorsichtig man im Umgang mit solchen Begriffen sein muß: Folklore scheint dort vielfach nur die besser getarnte *fakelore* zu sein; und *fakelore* ist manchmal die Folklore, die nicht den vorgegebenen ideologischen Bedingungen entspricht. Die Gefahr ist zumindest groß, daß die Forscher die scheinbar objektive Trennung auf Grund ihrer moralischen Prinzipien vornehmen: *fakelore* ist dann das, was nicht diesen moralischen Prinzipien entspricht, Folklore das, was sich in

den gesteckten Rahmen einfügt. Ein russischer Forscher hat dies mit dem Blick auf das Problem des *Folklorismus* folgendermaßen formuliert: „Folklorismus ist das Produkt nicht nur der Rollenerwartung, sondern auch der *inneren Mission* älterer Moralapostel, die von der Jugend schockiert werden. Folklorismus ist Konfession der Sittenpolizei.“<sup>11)</sup>

Mit diesem tatsächlichen Ineinander des nur programmatisch zu Trennenden hängt die schwierige, ja manchmal hoffnungslose Situation der Pflege zusammen, insbesondere, soweit sich diese auf das Organische beruft und sich gegen das Organisierte formiert. Im Bereich der Pflege ist dies schon insofern problematisch, als das Organische von ihr, soll es zur Geltung kommen, organisiert werden muß. Es ist nicht zufällig, daß man in diesem Bereich immer wieder auf merkwürdige Spiralen stößt: das Unechte wird entlarvt und wird so lange von Echterem abgelöst, bis auch dieses sich wieder als unecht erweist, und so fort. Ein weiteres Tiroler Beispiel, ein Nordtiroler diesmal, kann dies am schnellsten verdeutlichen. In einem Fremdenkehrsort unweit der österreichisch-italienischen Grenze ist es seit einigen Jahren üblich, daß für die Fremden sogenannte *Tiroler Abende* abgehalten werden. Die Ausführenden sind davon im allgemeinen ebenso begeistert wie die Touristen. Der Lehrer des Ortes aber ist empört über diese Veranstaltung; er findet, daß das Gebotene nicht echt, nicht heimatliches Volksgut sei; und er berichtete mir, daß er dabei sei, diese Tiroler Abende abzuschaffen und statt dessen *Dorfabende* einzuführen. Auf meine Frage, ob es denn in seinem Dorf noch Überlieferungen von Liedern und Tänzen gebe, die man in diesen Dorfabenden zur Geltung bringen könne, antwortete er mir: Nein, aber es gebe da eine Stelle in Innsbruck, und von dort könne man Liederbücher und Tanzhefte beziehen, mit deren Hilfe leicht ein Dorfabend gestaltet werden könne. - Natürlich liegt die boshafte Frage nahe, ob nicht der nächste Lehrer nach ein paar Jahren wieder *Tiroler*

<sup>10)</sup> Vgl. Richard M. Dorson: A Theory for American Folklore. In: Journal of American Folklore, 72. Bd. 1959, S. 197-215.

<sup>11)</sup> Briefliche Äußerung von Isidor Levin vom 10. September 1967.

Abende einführen muß, weil er nämlich merkt, daß auch die *Dorfabende* nicht echt sind. Damit soll das Bestreben, solche Abende von dem öden Humor der Allertsweltsschuhplattler zu reinigen, nicht angegriffen werden. Es soll nur die Problematik gezeigt werden, die darin besteht, daß auch dieser *Pfleger* nicht aus dem Bannkreis der gegenwärtigen kulturellen Situation herauskommt, daß auch er nolens volens dem Folklorismus verpflichtet ist.

Der Verdacht liegt nahe, daß die hier geschilderte Problematik in alpinen Gebieten besonders gedeiht; und er ist insofern begründet, als dort in der Tat die Rollenerwartung der Fremden auf eine schon traditionell gewordene Bereitschaft zum maleischen Volksleben trifft. Aber der Unterschied gegenüber anderen Landschaften ist doch nur graduell, und ich beileibe mich, ein rheinisches Beispiel anzuführen. Als vor ungefähr 12 Jahren, nach der ersten Welle gierigen Konsums, der Wunsch nach stärkerer kultureller Betätigung, nach Selbstdarstellung und Festlichkeit sich ausbreitete, veröffentlichte ein rheinischer Heimatpfleger in den Kommuna/politischen *Blättern* die Anregung zu einem Dorftag<sup>12)</sup>. Er tat dies in der Form eines fiktiven offenen Briefes an einen Freund, den er zu dem geplanten Dorftag einlud. Zunächst aber setzte er das geplante Dorffest entschieden ab von dem K/irmesrumme/, den der Freund einmal miterlebt hatte: „Was aber fanden Sie? Keine gediegene Dorfkirmes, keine gesunde Fröhlichkeit, kein wurzelhaftes Fest! Sie fanden einen K/irmesrumme! Sie fanden ein von Heimat- und Verkehrsverein mit Unterstützung der Gemeindeverwaltung ... veranstaltetes Fest zur Hebung des Fremdenverkehrs. Sie fanden auch bei uns im Dorfe einen Festbetrieb, also etwas, was *betrieben* wird, was nicht von selbst geworden, was nicht aus der dorfeigenen Seele gewachsen ist. Sie lachten über die Burschen und Mädchen, die im eigens erfundenen Trachtenkleid über die Straße gingen, weil der Verkehrsverein es so angeordnet hatte. Sie paßten gar nicht in diese vergangene Kleidung. Mit Recht meinten Sie, wie man

sie sich in dieser erdachten ländlichen Tracht des 19. Jahrhunderts auf Traktoren vorstellen sollte. Mit Schauern gingen Sie an jenem Nachmittag über den Dorfplatz, wo ein kleines Karussell mit verstimmter Drehorgelwalze abgegriffene Schlagler quietschte, von Leuten, die aus der nahen Schenke schwankten, mitgelärmt“.

Kritik wird hier also nicht nur am Allertsweltsummel der Kirmes — von dem man immerhin behaupten könnte, daß er eine gewisse Tradition hat! - geübt, sondern auch an den Sekundärformen des Folklorismus, an der organisierten Volkskultur zweiter Hand, wie sie sich etwa in dem neu entworfenen, *eigens erfundenen* Trachtenkleid darstellt. Demgegenüber wird das Alte eo ipso auch als gut und richtig verstanden: „Sie suchten, ob sich denn nirgendwo auf dieser Dorfkirmes die ländliche Kraft und Eigenkultur, die alte Seele der Landschaft und des Volkstums versteckt halte, und sei es auch nur in einer armen Schaubude, wie wir uns ihrer aus der Kindheit erinnern, darin ein Schnitzer das Wunderwerk des Domes von Köln geschaffen hatte, in dem die Glocken läuteten, die Kaiserglocke, durch dessen farbenprächtige Fenster gedämpftes Licht fiel, aus dessen Portal in winzigen Figuren die Könige aus dem Morgenland erschienen, wenn die Uhr zwölftmal schlug, in dem die Orgel geheimnisvoll tönte“. Die *laus temporis acti*, das wenig reflektierte Lob der Vergangenheit ist hier ganz eindeutig; der frühere Folklorismus wird jetzt als echt empfunden; der Kitsch, hat er nur erst die Patina des Alters und der Erinnerung, wird zum Wertstück.

Die Schuld an der Entwicklung schiebt der Verfasser dem Fremdenverkehr und denjenigen Behörden zu, die diesem Fremdenverkehr entgegenkommen wollen: „Hebung des Fremdenverkehrs hieß das Heilmittel; die Händler und die Wirte wurden die Wortführer im Gemeinderat und die Führer in den Vereinen. Wirtschaftliche Hebung versprachen sie dem ganzen Dorfe; darum mußten Feste gefeiert werden, ob das Herz wollte oder nicht. Baumblütenfest und Erntefest, Frühlingsfest und Sommerfest, Heimatfest und Stiftungsfest, Kirchenfest, Waldfest und Weinfest, die Feste unserer sechs Dorfvereine nicht gerechnet. Und dabei fehlte jeglicher Anlaß

12) Unser Dorftag / Ein Plan und eine Anregung. Ein Beitrag, der jeden Gemeindevertreter angeht, zum Problem unserer „Feste“. In: Kommunalpolit. Blätter, 7. Jg. 1955, S. 881 - 883.

zum Fest; es fehlte die Freude, die, allen gemeinsam, sie drängte, festliche Kleider anzulegen, die Häuser mit Fahnen und Kränzen zu schmücken und fröhlich im Festzug durch das Dorf zu ziehen". Gegenüber diesem *genormten Festbetrieb* wird nun der spezielle neue Vorschlag gemacht: „Aber nun, mein Freund, lade ich Sie noch einmal ein! Kommen Sie zum zweitenmal in unser Dorf! Feiern Sie mit unser erstes Dorffest! Kommen und schauen Sie, wie wir wieder Gemeinschaft werden wollen und wie weit wir es schon geworden sind". Schon hier drängt sich die Frage auf, inwieweit sich dieses Dorffest eigentlich prinzipiell von den anderen organisierten Festen unterscheiden sollte, wenn nicht im Ausmaß, in der Vereinigung aller Gruppen, also letztlich in der Quantität. Und das Bedenken wird keineswegs kleiner, wenn man den Katalog der Darbietungen liest, die nun ausführlich geschildert werden: abendlicher Glockenklang, ein Fackelzug der Jugend, ein Feuer draußen vor dem Dorfe - „eine tiefe Feier . . . mit Liedern und Sprüchen voll Heimweh und Sehnsucht und Wegweisung". Den Abgewanderten des Dorfes wird eine Scheibe Brot, graues Bauernbrot, gereicht, und dann kommt der eigentliche Dorftag. In einer Morgenfeier werden die Toten geehrt; der Pastor wird ein Hochamt halten für die Toten und Lebenden des Dorfes; „das Mittagsmahl vereint die Sippen im Hause des Sippenältesten" - und von hier aus geht die Vision nach vorn: „vielleicht gelingt es uns schon im anderen Jahr, die gesamte Dorfgemeinschaft an diesem Mittag auf der Gemeindegewiese oder im Dorfsaal oder in einem Zelt zu einem gemeinsamen Mahl zu vereinen, in Familien und Sippen geordnet. Welch schönes Sinnbild der neugeformten Dorfgemeinschaft!" - Am Nachmittag dann der Festzug, „alt und jung im Sonntagsstaat, die Jungbauern auf ihren Pferden, die Mädchen wie die Jahreszeiten, alle singen die Lieder der Heimat, die fast vergessenen; bunt wie das ländliche Jahr wird dieser Festzug sein, voll sprühenden Lebens. Und hierbei ist auch die Möglichkeit gegeben, sterbende Volksbräuche wieder aufblühen zu lassen in der Vollfarbigkeit ihres tiefen Sinns".

Das Programm ist damit noch nicht abgeschlossen; auf der Gemeindegewiese soll ein „Wettstreit der Pferde und Maschinen" stattfinden, der „dorfeigene Reigentanz und der alte Eifeler Kontertanz" sollen zu ihrem Recht kommen, und „der Abend bringt die letzte Weihe im Festspiel, im dorfeigenen Volksschauspiel", das „ein ortsverwurzelter Lehrer" dem Dorf geschenkt hat. All diese Pläne und Vorschläge sind ebenso gut gemeint wie erschreckend. Erschreckend nicht nur deshalb, weil der Katalog des Programms in alarmierender Weise an nationalsozialistische Feiern erinnert, sondern auch deshalb, weil hier die Sekundärformen überhaupt nicht mehr als solche erkannt werden. Der Verfasser merkt in seinem naiven Eifer gar nicht, daß all das, was er hier als das Gute und Alte vorschlägt, eben auch sekundär ist; daß auch hier die Bräuche nicht mehr selbstverständlich aus geführt, sondern auf Grund einer komplizierten Organisation aufgeführt werden. Die Opposition zur dorfeigenen Tracht, die am Anfang des Artikels vorgetragen wurde, fällt in sich zusammen; denn auch hier werden lediglich Formen einer Volkskultur zweiter Hand vorgestellt.

Auch an diesem Beispiel läßt sich also die Spiralbewegung verfolgen, in der zwangsläufig alle Versuche enden, welche der *Organisation* zu entkommen suchen. Damit ist die eigentümliche Problematik aller pflegerischen Bemühungen in unserer Zeit charakterisiert. Die volkskundliche Forschung aber darf aus dieser Problematik nicht die Folgerung ziehen: das geht uns insgesamt nichts an — denn in dieses *Insgesamt* wäre sonst unversehens plötzlich der ganze Katalog der herkömmlichen Objekte eingeschlossen, die ja auch irgendwie in diese Spiralbewegung verflochten sind. Vielmehr muß die Forderung an die Volkskunde lauten, daß sie auch die organisierte Volkskultur in ihr Forschungsprogramm einbezieht. Dies gilt um so mehr, als es sich dabei keineswegs um eine grundsätzlich neue Erscheinung handelt. *Die Natur des Menschen ist seine Künstlichkeit*<sup>13</sup>; und der Gegensatz zwischen

13) Die Bemerkung von Karl Jaspers wird ausführlich diskutiert und in wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhänge der Volkskunde gestellt bei Helmut Möller: *Untersuchungen zum Funktionalismus in der Volkskunde*. Diss. Göttingen 1954, S. 187.

Organisation und Organismus ist zum Teil lediglich eine Konstruktion, welche allerdings durch die Dimensionen des Organisierten in der technischen Welt nahegelegt wird. Die Ansätze zu den heutigen Formen finden sich aber bereits in früheren Jahrhunderten. Hier ist zu denken an die Historisierung des Jahresbrauchtums im 19. Jahrhundert, die großenteils von Organisationen getragen wurde<sup>14</sup>). Auch die Schulen waren an dieser Bewegung beteiligt; Hans Trümper hat etwa gezeigt, wie die Schweizer Fastnachtummereien durch den Einfluß von Sekundarlehrern in *bedeutsame Feste* umgewandelt wurden, in denen Darstellungen aus der Schweizer Geschichte eine große Rolle spielten<sup>15</sup>). Auch das 18. Jahrhundert aber hat schon Eingriffe und NeufORMen gekannt; auch damals wurden Bräuche nicht nur in der traditionellen Weise geübt, sondern auch neu organisiert - Fest und Feier gehörten ins *Kulturprogramm der Aufklärung*). Die neuen Formen entwickelten sich fast immer auf neuen sozialen Grundlagen. So läßt sich schon für die damalige Zeit ein Übergang der bis dahin dominierenden primären Sozialgruppen zu Vereinen registrieren. Im Kölner Raum setzt diese Entwicklung besonders früh ein; Matthias Zender hat darauf hingewiesen, daß dort die Altersklassenverbände schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Vereine umgewandelt werden<sup>16</sup>).

Das Stichwort Verein ist deshalb wichtig, weil sich die Kritik am Organisierten, an den Organisationen nicht selten in der Form der Kritik an den Vereinen äußert. Mindestens die *Vereinsmeierei* wird immer wieder aufs Korn genommen. Dabei mag es im einzelnen um besondere Auswüchse gehen; im ganzen aber steht dahinter der prinzipielle Vorbehalt: der Verein ist nicht

organisch genug, ist kein Ausdruck der gewachsenen Gemeinschaft. Ihm gegenüber werden *natürliche* Gruppen propagiert, werden Familie, Nachbarschaft und ähnliche wirkliche oder scheinbare Gemeinschaften herausgehoben. Die Berufung aufs Bündische spielt dabei eine große Rolle; Ernst Jünger sprach von der *organischen* Konstruktion, die nicht aus dem *freiwilligen Entschluß einer Reihe von Individuen* entsteht, sondern als elementarer Zusammenschluß<sup>17</sup>). Was hier programmatisch formuliert wird, findet in der Wirklichkeit seine Entsprechung nicht nur im Bereich der Jugendbewegung, sondern auch in vielen Formen und Tendenzen der Volkstumspflege. Man will keine Vereinsmeierei, man will echte Gemeinschaft, bündisches Leben - gleich, ob diese Begriffe verwendet werden oder nicht.

Nun gibt es aber ein aggressives Wort von Adorno, das auf die Jugendbewegung gemünzt ist. Er bezeichnete sie als *bündisch drapierte Vereinsmeierei*<sup>18</sup>). Dies ist nicht nur eine kokette Redensart, sondern damit wird tatsächlich eine interessante Konvergenz bezeichnet. Was ist ein Vereinsmeier? Derjenige, dem der Verein schlechthin alles ist, der im Verein alles sieht und sucht. Die geläufige Kritik am Verein kritisiert aber nun gerade, daß der Verein nicht mehr alles ist, daß er nur noch eine äußerliche Organisationsform für bestimmte Zwecke ist, nicht mehr eine totale Gemeinschaft. Ergo: Der Verein wird gerade dort als lächerlich empfunden, wo die Kritik von den gleichen Aspekten ausgeht, die für die Vereinsmeierei bestimmend sind.

Anders und allgemeiner gesagt: Organisation scheint unvermeidlich zu sein. Sie kann höchstens getarnt oder verleugnet werden, aber sie ist nicht zu überwinden. Noch einmal aber muß betont werden, daß dieses Vorherrschen der Organisation höchstens in seinem Ausmaß, aber nicht prinzipiell neu ist. Auch das Organische ist nämlich eine Art der Organisation, freilich eine besondere Art, bei der die äußere und die innere Organisation konform gehen. Auch die Primärgruppen sind ja doch Institutionen - dies gilt nicht nur für die Ehe und die Familie, es gilt beispielsweise auch, wie Tenbruck vor kurzem gezeigt hat,

14) Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961, S. 94-134.

15) Hans Trümper: *Schule, Volksbrauch und Volksglaube*. In: *Basellandschaftliche Schulnachrichten*, 26. Jg. 1964, S. 72-79; hier S. 76.

16) Vgl. Dieter Narr: *Fest und Feier im Kulturprogramm der Aufklärung*. In: *Zs. f. Volkskunde* 62. Jg. 1966, S. 184-203.

17) *Grundlagen der Volkskundeforschung im Rheinland*. Referat auf dem Deutschen Volkskundekongreß 1963 in Münsterfeld.

18) *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. Hamburg 1932, S. 114.

19) Theodor W. Adorno: *Zur Musikpädagogik*. Rundfunksendung SDR II am 28. 4. 1958.



für die Freundschaft<sup>20)</sup>). All das sind standardisierte und überwachte Institutionen. Sie sind freilich aufeinander bezogen, sind homogen, können oft geradezu in der Form konzentrischer Kreise dargestellt werden. Was neu ist, das ist nicht die Organisation an sich, sondern die mangelnde Konformität der verschiedenen Organisationen, die Überschneidungen und Konflikte, die mit dem Schlagwort der *pluralistischen Gesellschaft* zusammenhängen. Diese Gesellschaftsform bringt dem einzelnen nicht nur mehr Freiheit - was freilich auf alle Fälle festzuhalten ist! -, sondern auch einen gewissen Verlust an Sicherheit und zusätzliche Schwierigkeiten. Der Prozeß ist aber nicht umkehrbar, denn gerade dort, wo heute die nicht mehr vorhandene Konformität vorausgesetzt wird, erweisen sich die Brüche als offenkundig.

Als Beispiel könnte hier die Eselshochzeit von Hütten in der Eifel herangezogen werden, die vor zehn Jahren die Gemüter so stark erregte, daß die Einzelheiten hier nicht rekapituliert werden müssen<sup>21)</sup>). Nur so viel sei in Erinnerung gebracht: In vielen Eifeldörfern ist es üblich, daß die Burschen bei der Einheirat eines Ortsfremden von diesem eine kleine Ablösung fordern.

Geht der Bräutigam nicht darauf ein, so hat er mit Sanktionen zu rechnen - und so war es auch in dem erwähnten Fall. Die Konsequenzen waren hier besonders hart: Es begann mit einer Katzenmusik, und als der Bräutigam auf Ruhestörung und Hausfriedensbruch klagte, kam es zur drastischen Steigerung der Belästigungen. Dabei zeigte sich nicht nur die stillschweigende Duldung oder Begünstigung durch einen Großteil der Bevölkerung, sondern auch, daß hinter den traditionellen Sanktionen eine raffinierte Organisation stand, die es am Ende sogar fertigbrachte, die polizeilichen Verbote zu umgehen und die *Esels-hochzeit* zu feiern, bei der alle Kinder des junaverheirateten Paares von vornherein zu Eseln erklärt werden, bei der also sehr deutlich eine bedenkliche Form der Sippenhaftung eintritt.

Ortskundige betonen, daß der Bräutigam sich über die Konsequenzen klar sein mußte, und daß er sie regelrecht provozierte. Das ändert aber an der eigentlichen Pro-

blematik dieses Falles nichts. Er wurde in juristischen Zeitschriften mehrfach diskutiert, und es wurde hier vor allen Dingen erörtert, inwieweit der lokale Brauch in solchen Fällen gewissermaßen als regionales Recht zu gelten habe<sup>22)</sup>). Dabei spielt der Begriff der *sozialen Adäquanz* eine wesentliche Rolle: der Brauch muß den sozialen Gegebenheiten entsprechen. Gerade hier ist aber bei dem Fall aus der Eifel ein Fragezeichen zu setzen. Wie überall haben wir es ja auch dort mit einer mobil gewordenen Bevölkerung zu tun; die große Zahl der Zuwanderer und die neuen Lebensbedingungen stellen die verletzende Schärfe des einstmals lokal gültigen und insofern *richtigen* Rechtes in Frage. In solchen Fällen ist es mit dem Lob des Alten nicht getan; und vor allen Dingen scheint es ganz und gar unmöglich, hier das Gewachsene, Organische gegen neue Organisationen auszuspielen. Gerade hier zeigt es sich ja, daß auch die alten Brauchformen ganz und gar durchorganisiert waren. Der Gegensatz zur neueren Entwicklung besteht nicht in dem Kontrast zwischen organisch und organisiert, sondern er besteht darin, daß die neueren Organisationsformen komplizierter, weiträumiger, im ganzen auch toleranter und weniger eng als die alten sind.

Das Stichwort der sozialen Adäquanz sollte, wie ich meine, auch auf die Forschung übertragen werden. Damit ist die Forderung des Abbaus von Vorurteilen und der Überwindung der Vorliebe für das sogenannte *Gewachsene* verbunden; neue Akzente und Schwerpunkte ergeben sich. Sie können hier nicht alle beschrieben werden; aber in ein paar Stichwörtern sollen wenigstens einige mögliche Ansätze volkskundlicher Forschung in der Gegenwart gezeigt werden:

1. Es war hier verschiedentlich von Vereinen die Rede. Sie sind schon insofern ein wichtiger volkskundlicher For-

20) Friedrich H. Tenbruck: Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: Kölner Zs. f. Soziologie und Sozialpsychologie 16. Jg. 1964, S. 431 - 456.

21) Vgl. Nikolaus Kyll: Charivari und Eselshochzeit. Ein Hochzeitsbrauch in der Westeifel. In: Mitf. z. trierischen Landesgeschichte und Volkskunde. 3. Jg. 1958, S. 112-119; Gerhard Lutz: Sitte, Recht und Brauch. In: Zs. f. Volkskunde 56. Jg. 1960, S. 74 - 88.

22) Vgl. Robert Scheyhing: Volksbräuche und Rechtsordnung. In: Juristenzeitung, 14. Jg. 1959, S. 239 - 241.

schungsgegenstand, als die homogenen Sozialformen in solche Vereine überführt wurden, als primäre Sozialgruppen wie die Nachbarschaft im Zusammenhang mit der Industrialisierung in Vereine übergangen. Die Vereine haben aber auch ihre Bedeutung für die Volksbildung, wobei man zwei verschiedene Stränge - den der bürgerlichen Vereine und den der Arbeitervereine - unterscheiden muß. Sie stehen in ideologischen Zusammenhängen: es braucht nur an die Turnvereine als Träger des nationalen Gedankens erinnert zu werden. Erst die neueste Entwicklung scheint auf eine gewisse Spezialisierung, auf Hobbyvereine aller Art hinzuweisen"). Der Einwand, daß es sich dabei um soziologische und nicht um volkskundliche Forschungen handle, mag schon durch die vorausgegangenen Bemerkungen einigermaßen neutralisiert sein. Es soll aber doch noch auf zwei große Vorzüge des volkskundlichen Ansatzes hingewiesen werden: hier kann offenbar der historische Zusammenhang besser ins Visier genommen werden, und hier ist vor allen Dingen der Blick nicht ausschließlich auf die Trägergruppen, sondern auch auf die Gegenstände, auf die im Verein gepflegten Güter gerichtet").

kehrsorten. Hier ist oft in erstaunlich kurzer Zeit ein gewaltiger Umbruch erfolgt, und ihn gilt es auch von seifen der Volkskunde festzuhalten. Dabei läßt sich interessanterweise feststellen, daß die Entwicklung keineswegs nur negativ, im Sinne eines totalen Abbaus der alten Traditionen verläuft. Vielmehr folgte sehr oft auf eine Phase des Abbaus eine weitere Phase der ausgesprochenen Regeneration. Bei dieser Stabilisierung wirkt vor allem ein gewisser Bumerangeffekt mit: die Fremden wollen ja gar nicht die neutralisierte Landschaft, sondern sie suchen geradezu auch die Äußerungen des *Volksstums*. In einer österreichischen Fremdenverkehrszeitschrift wurde dies vor kurzem folgendermaßen formuliert: „Wer zu uns kommt, der möchte Volkstrachten sehen und Volkslieder hören, er denkt an Blasmusikkapellen und Schuhplattler, und sein Urlaub wäre kein Urlaub, wenn er nicht davon etwas sehen und miterleben könnte“<sup>23</sup>). Diese Rollenerwartung führt nicht nur zur Institutionalisierung von Folklore zweiter Hand, sondern sie bezieht auch die Folklore erster Hand in diesen Prozeß der Darbietung und der Verwertung für die Fremdenverkehrsindustrie ein.

2. Auch vom Fremdenverkehr war hier verschiedentlich die Rede, und auch hier tut sich ein weites volkskundliches Forschungsgebiet auf. Dabei geht es der Volkskunde selbstverständlich nicht in erster Linie um die neuerdings von Psychologen mehrfach untersuchten Reise-motivationen. Der spezifische volkskundliche Ansatz liegt bei den *ausbeutenden Opfern* des Fremdenverkehrs: es geht um die Situation in den Fremdenver-
  3. Schon das erste hier angeführte Beispiel von der Tiroler Tracht konnte als Hinweis darauf verstanden werden, daß es in unserer Zeit entgegen allen Nivellierungs- und Ausgleichsprozessen eine ausgeprägte Tendenz zur Selbstdarstellung gibt, ein oft sehr entschiedenes Lokalbewußtsein. In Südwestdeutschland sind ganz neue Maskenlandschaften dadurch entstanden, daß die früher als Beschimpfung verstandenen Ortsnecknamen nun plötzlich als Ehrennamen interpretiert und in einzelnen Masken dargestellt werden"). In den gleichen Zusammenhang gehören die vielen Feste, Jubiläen, Theateraufführungen, die es allenthalben gibt"). In den letzten Jahren läßt sich zudem in zunehmendem Maße beobachten (und auch dies ist eine für die Volkskunde wichtige Beobachtung!), daß das neuentwickelte Ortsbewußtsein seine Bestätigung auch in weiträumigeren Kontakten sucht. Zum Teil sind diese Kon-
- 23) Vgl. Rudolf Braun: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet. Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1965; Heinz Schmitt: Das Vereinsleben der Stadt Weinheim an der Bergstraße (= Weinheimer Geschichtsblatt Nr. 25). Weinheim 1963.
- 24) Vgl. Hermann Bausinger: Vereine als Gegenstand der volkskundlichen Forschung. In: Zs. f. Volkskunde 55. Jg. 1959, S. 98 - 104.
- 25) Landesrat Walter Leitner: Brauchtum in Solzburg. In: Der Fremdenverkehr. Offizielles Mitteilungsblatt für den österreichischen Fremdenverkehr, 40. Jg. 1967, H. 3, S. 47 und 50.
- 26) Vgl. Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee (= Volksleben Bd. 12). Tübingen 1966, vor allem die Abhandlung von Hanni Kirchner S. 267 - 355.
- 27) Vgl. Gerlinde Hole: Historische Stoffe im volks-tümlichen Theater Württembergs seit 1800 (= Volksleben Bd. 4). Tübingen 1964, S. 139-175.

takte stabilisiert und institutionalisiert worden in der Form der sogenannten Partnerschaften, die im allgemeinen über die Landesgrenzen hinausreichen. War man noch vor einigen Jahren versucht, dies mindestens in vielen Fällen als offizielle Spielerei abzutun, und lag der Verdacht nahe, daß sich hier lediglich Bürgermeister und Gemeinderäte Möglichkeiten zusätzlicher Urlaubsreisen sichern wollten, so zeigt sich heute, daß diese Partnerschaftsbewegung im allgemeinen weitgehend popularisiert ist, und daß sie zum Teil bereits zu recht herzlichen Familienkontakten geführt hat.

4. Es liegt nahe, daß sich bei dieser Ausrichtung auch der herkömmliche Katalog volkskundlicher Sachgebiete modifizieren läßt. In all diesen Sachgebieten können und sollten auch die Neuförmlichkeiten einbezogen werden. Das Volkslied kann nur richtig verstanden werden, wenn auch vorbehaltlos nach dem Schlager und auch etwa nach der Funktion des neuen Folksong gefragt wird<sup>28)</sup>. Zum Kapitel *Volkschauspiel* gehören auch die Aufführungen der Vereinsbühnen und gehört das Naturtheater<sup>29)</sup>. Im Bereich der Volksliteratur ist Beschränkung auf die alten Volksbücher unmöglich geworden; auch Jerry Cotton und Courths-Mahler gehen die Volkskunde an<sup>30)</sup>. So könnte man fortfahren, für jedes einzelne Sachgebiet die Notwendigkeit herauszustellen, auch die moderneren Formen und die *funktionalen Äquivalente* einzubeziehen.
5. Auch von diesen Neuförmlichkeiten gilt, daß nicht überall alles zu finden ist. Die Redensart von der *Allerweltskultur* wird allzu häufig verwendet. Gewiß gibt es Ausgleichsprozesse, und die Massenmedien sorgen für eine blitzschnelle Verbreitung neuer Formen. Trotzdem aber gibt es noch immer landschaftliche Schwerpunkte, Widerstände in einzelnen Gebieten, besondere Einzugszentren. Der Bereich der Fasnacht und des Karnevals ist wohl nicht nur durch die Konfessionsgrenzen bestimmt, und vor allen Dingen zeigen sich innerhalb dieser Fasnachtsgebiete wieder einzelne Schwerpunkte. Trachtenvereine gibt es nicht überall in gleichem Umfang. Die

Feste haben einen verschiedenen Charakter: so hat es z. B. den Anschein, daß die Blumenfeste bei uns aus dem Westen gekommen sind, und daß sie die alte Kulturstraße den Rhein entlang gegangen sind; jedenfalls läßt sich hier vom Rheydter Blumenkorso bis zum Friedrichshafener Seehasenfest der Typ des Blumenfestes feststellen, der weiter östlich sehr viel seltener ist. Freilich: diese Feststellung ist nur eine Vermutung, denn es fehlt bis jetzt fast ganz an konkreten Erhebungen zu diesen landschaftlichen Unterschieden. Dazu müßten auch Forschungen über Innovationswege treten: der öffentliche Weihnachtsbaum steht nicht nur nicht überall, die Wege seiner Einführung können heute auch noch nachgezeichnet werden, und ähnliches gilt für den vor allem im Dritten Reich propagierten Maibaum, der ebenfalls nicht überall in gleichem Maße Eingang gefunden hat. Eine kleinräumige Kartierung wäre hier von besonderem Wert, weil in diesem Fall die besonderen soziologischen und historischen Bedingungen möglicherweise schon in die Kartierung einbezogen werden müssen.

All dies sind auf die Gegenwart ausgerichtete Forschungen - alle diese Vorschläge zeigen aber auch, daß das rechte Verständnis dieser Gegenwart die Einbeziehung der geschichtlichen Vergangenheit fordert. Von seiten der Historiker wird den Volkskundlern heute gelegentlich der Vorwurf gemacht, daß sie mit ihrer Orientierung an der Gegenwart der bewährten historischen Tradition der Volkskunde absagen. Tatsächlich aber handelt es sich lediglich um eine Absage an jene historische Tradition, welche die Geschichte ins Ungeschichtliche verlängerte, welche mythologisierte und den Dingen eine unbewiesene Dauer gab, welche Kontinuitäten konstruierte und allzu gewaltige Brückenschläge über schwächliche und weit auseinander

28) Vgl. Hermann Fischer: *Volkslied — Schlager — Evergreen* (= *Volksleben* Bd. 7). Tübingen 1965; Fritz Bose: *Volkslied - Schlager - Folklore*. In: *Zs. f. Volkskunde* 63. Jg. 1967, S. 40-49; dazu die Diskussion S. 49-78.

29) Vgl. Brigitte Schöpel: „Naturtheater“ (= *Volksleben* Bd. 9). Tübingen 1965.

30) Vgl. Dorothee Bayer: *Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert* (*Volksleben* Bd. 1). Tübingen 1963.

anderliegende Pfeiler wagte. Gewiß war die Volkskunde gerade dadurch manchmal zur willkommenen Hilfswissenschaft der Geschichte geworden; und man hat den Eindruck, daß viele Historiker heute darüber enttäuscht sind, daß ihre Methode und ihre Vorsicht inzwischen auch bei der Volkskunde Anklang gefunden haben. Es ist aber nun einmal so, daß das sogenannte *Grundmenschliche* weitgehend eine Konstruktion darstellt. Günter Wiegelmann hat sich kürzlich mit der Überlieferung des *lebenden Leichnams* befaßt<sup>31)</sup> - dies ist eine uralte Vorstellung, die in die

letzten Tiefen des Totenglaubens hineinführt; und doch: auch hier lassen sich Wandlungen, langsame Wandlungen im Laufe der Zeit feststellen. Ich erwähne dieses eine Beispiel historisch ausgerichteter Forschung, um damit noch einmal zu zeigen, daß die Einbeziehung der Gegenwart, der organisierten Volkskultur in den Forschungsbereich der Volkskunde Teil eines umfassenderen Entmythologisierungsprozesses in dieser Wissenschaft ist. Die Gegenwartsorientierung der Volkskunde ist keine Absage an historische Prinzipien; sie ist eine Folge der Erkenntnis, daß Geschichte nicht nur nach rückwärts in die Urzeit führt, sondern daß auch die Gegenwart ein Teil der Geschichte ist.

31) Der „lebende Leichnam“ im Volksbrauch. In: Zs. f. Volkskunde 62. Jg. 1966, S. 161 -183.